

Helga Nowotny
Zukunft braucht Weisheit

Helga Nowotny

Zukunft braucht Weisheit

Protokolle einer Grenzwanderung



Matthes & Seitz Berlin

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Die Erfindung der Zukunft	21
Als die Zukunft den Göttern gehörte • Der Lärm und die Signale • Nach der Katastrophe ist vor der Katastrophe • Die KI als Spiegel • Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit • Die Ungewissheit der Zukunft	
Zwischen den Welten: ein nicht geradliniger Werdegang	77
Von Wien nach New York • Ein halbes Jahr wildes Denken: King's College, Cambridge • Multitasking: ein Doppelleben • Institutionelle Einschränkungen und Freiräume • Exkurs 1	
Undichte Grenzen	127
Von den Risiken der Kernenergie zur Nützlichkeit nutzlosen Wissens • Modus 2 der Wissensproduktion • Wie männlich ist die Wissenschaft (noch immer)? • Exkurs 2	
Eigenzeit und das Leben in der digitalen Zeitmaschine	181
Eigenzeit, Pandemie und die digitale Zeit • Die KI sei mit Euch – die KI ist mit uns • Was folgt? Eine Standortbestimmung • Exkurs 3	

Sandbänke des Lebens	221
Navigieren: zwischen Ebbe und Flut •	
Im Notfall: wissen, was zu tun ist • Vom	
Zurückbleiben und Zurücklassen • Die	
Verlockungen der Ferne	
 Gespräch	 265
 Dank	 283
 Anmerkungen	 291

Vorwort

Es begann an einem herrlichen Sommernachmittag. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, die Hitze war erträglich. Von der Terrasse überblickte man den Strand, der mit der üblichen Mischung von Badenden gefüllt war. Bald würden einige aufbrechen, um den Zug zu erreichen und in ihre städtische Umgebung zurückkehren, während andere sich später mit Freunden zum Aperitivo oder zum Abendessen in ihrem Sommerhaus treffen würden. Jenseits des Strandes lag das Meer umsäumt von einer der unzählig schönen Küsten des Mittelmeers, geformt von den Wellen, die sanft über Steine, Sand und Felsen strichen, so wie sie es seit Tausenden von Jahren getan hatten.

Mein Gast und ich hatten ein späteres Abendessen vereinbart. Davor wollten wir ein seit einiger Zeit geplantes Interview für eine Fachzeitschrift führen. Elena Espósito kannte ich seit langem, aber obwohl ich ihre wissenschaftliche Arbeit stets verfolgt habe, sind wir uns nur selten begegnet. Aus dem Vorhaben, uns am Wissenschaftskolleg zu Berlin zu treffen, dem renommiertesten europäischen *Institute for Advanced Study*, zu dem ich seit meiner Einladung als ›Ur-Fellow‹ im ersten Jahr seines Bestehens immer wieder zurückkehre, war nichts geworden, pandemiebedingt.

Und so kamen wir nun an diesem idyllischen Ort in Ligurien zusammen, den Elena, wie ich bald erfuhr, schon aus ihren Kindheitstagen gut kannte. In dem

Interview sollte meine Arbeit und mein Leben zur Sprache kommen. Es ging um meine wissenschaftliche Biografie, wie ich zur Forschung gelangt war und meine akademische Laufbahn bestritten hatte. Im Mittelpunkt des Interviews standen viele der Themen, mit denen ich mich in meiner Forschungsarbeit intensiv beschäftigt habe: wie Wissenschaft funktioniert und wie Wissenschaftler:innen arbeiten; die Beschleunigung des technologischen Wandels und seine Rolle in der Gesellschaft; die gesellschaftspolitischen Kontroversen, die daraus folgen; die Organisation und Finanzierung der Wissenschaft auf EU-Ebene und die derzeitigen Veränderungen des Forschungssystems. Unweigerlich sprachen wir auch über Frauen in den Wissenschaften und über jenes Thema, in dem sich unsere wissenschaftlichen Interessen wohl am engsten berühren – das Thema ›Zeit‹, insbesondere in Bezug auf die Zukunft und das unermüdliche Bemühen, sie vorherzusagen.

Das Interview mit Elena wurde wenig später in einer englischsprachigen Fachzeitschrift veröffentlicht und gelangte so auch nach Hong Kong. Nach einem Vortrag an der Chinese University Hong Kong wurde ich darauf angesprochen und gefragt, ob ich bereit wäre, das Interview zum Ausgangspunkt eines intellektuellen Memoires über mein Leben und meinen wissenschaftlichen Werdegang zu machen. Mein anfängliches Zögern half wenig und so entstand eine englischsprachige Publikation, auf der auch dieses Buch aufbaut.¹ In seiner Chronologie und Struktur gibt es meine wissenschaftliche Laufbahn wieder, doch eingebettet sind die persönlich gefärbten Stränge in zwei Essays zu Themen, die mich aktuell beschäftigen. Eine Reflexion über den eigenen wissenschaftlichen Werdegang und die damit verbundene Grenzwanderung – zwischen Ländern und Kontinenten;

zwischen akademischen Disziplinen; zwischen universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen; zwischen der akademischen Welt und jener der politisch-administrativen der Europäischen Union; alle entlang der spannungsgeladenen Grenze zwischen Wissenschaft und Gesellschaft – unterscheidet sich von den Antworten in einem Interview. Im Lauf meines Lebens habe ich viele gute und einige schlechte Interviews erlebt und jedes Mal war ich überrascht, wie sehr das Ergebnis von der persönlichen Interaktion abhing und wie unvorhersehbar diese war. Mit Elena verstand ich mich hervorragend. Sie war eine kongeniale Interviewpartnerin, der es gelang, die für meinen intellektuellen Werdegang wichtigsten Gesprächsstränge freizulegen. Doch wie unterscheidet sich ein Interview vom Schreiben, wie ich es jetzt vorhabe?

Hier sitzt mir keine Kommunikationspartnerin gegenüber. Ich bin darauf angewiesen, mich selbst zu interviewen. Das mag seltsamer klingen, als es ist, doch es bleibt eine eigenartige Situation. Ich behaupte, dass mich niemand besser kennt als ich mich selbst, gleichzeitig gilt es einen kühlen, analytischen Blick zu bewahren. Ich will Persönliches einflechten, doch im Vordergrund steht mein professionelles Leben und meine Arbeit. Ich weiß sehr wohl, wie viel ich den Personen verdanke, denen ich in verschiedenen Zusammenhängen begegnet bin und mit denen ich kooperiert habe, hege aber eine tiefe Abneigung gegen *name dropping* und bin nicht gut im Erzählen von Anekdoten. Dennoch werde ich versuchen, die Aufmerksamkeit meiner Leser:innen in anderer Weise zu gewinnen.

Mit meinem Vorhaben, in diesem Buch ein Gleichgewicht zwischen meiner Rolle als Interviewerin und als Befragte herzustellen, war es bald vorbei. Kaum hatte ich

mit dem Schreiben begonnen, setzte ein Erinnerungsstrom ein und mit ihm eine Kette von Assoziationen, die ein Eigenleben entwickelten. Hatte ich anfangs noch versucht, einen analytischen Blick auf das Geschehene zu bewahren, schmuggelten sich bald schon Reminiszenzen in die Reflexion und ich stellte fest, wie schnell sich eine Beobachtung durch einen Wechsel der Perspektive vom analytischen zum erinnerungsgesättigten Blick wandelt. Also musste ich danach trachten, wieder eine Balance zwischen den Perspektiven herzustellen und zwischen Engagement und Distanz zu vermitteln. Auf der einen Seite waren es meine Erfahrungen, gefiltert durch das Gedächtnis, das immer selektiv arbeitet, und auf der anderen Seite der Blick von außen, die Beobachtung meiner Beobachtung und der Versuch, diese in einen größeren Kontext zu stellen: Beides wollte ich zusammenführen. Zeitweilig musste ich mich bewusst zurücknehmen, um nicht in die Rolle der Universitätsprofessorin zurückzufallen, die versucht, ihren Studierenden die Wissenschaft und ihre Arbeitsweise in der Absicht näherzubringen, die Urteilsfähigkeit zu schärfen und gute Fragen zu stellen.

Was folgt, ist keine Autobiografie. Dafür gibt es weder Anlass noch Motivation. Nicht um mein Leben geht es, sondern um die Erfahrungen, die ich mit den Wissenschaften gemacht habe. Als Wissenschaftsforscherin habe ich das Privileg, meiner Neugier folgen zu können und mich für alles zu interessieren, das durch sie geweckt wird. Wissenschaftsforschung ist ein relativ junges, interdisziplinäres Feld, in dem – mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen und theoretischen Sichtweisen – empirische Methoden angewandt werden, um Arbeitsweisen und Auswirkungen der Wissenschaften als System zu erforschen und zu reflektieren. Wissenschaftsforschung befasst sich mit der Entstehung neuer Forschungsagenden, mit

unterschiedlichen Forschungsfeldern und den daraus für die Gesellschaft resultierenden Wirkungen, einschließlich der durch sie hervorgerufenen Kontroversen. Der Stellenwert, den die Einwerbung von Projektmitteln erreicht hat, und die Auswirkungen auf wissenschaftliche Kreativität und Produktivität sind ebenso Thema wie die Lebens- und Arbeitsbedingungen an Universitäten und in der Industrie. Wissenschaftsforschung folgt den Wissenschaftler:innen ins Labor und in die Institutionen, in denen Entscheidungen über akademische Karrieren und Finanzierung der Forschung getroffen werden. Sie analysiert die Verläufe bei der Erstellung eines Forschungsantrags, von dessen Finanzierung so viel abhängt, ebenso wie die Strategien wissenschaftlicher Publikationen und analysiert, welche Evaluierungskriterien dabei verwendet werden.

In meinen Vorlesungen zur Einführung in die Wissenschaftsforschung musste ich feststellen, wie schwer es meinen Studierenden fiel, eine Verbindung zu deren Erfahrung herzustellen. Kein Wunder also, dass die Öffentlichkeit nicht genug über die Arbeitsweise von Wissenschaftler:innen weiss. Meine Absicht, etwas von der Faszination der Wissenschaft und dem Hervorbringen von neuem Wissen zu vermitteln, hat das nur weiter angespornt. Wissenschaft ist getrieben von Neugier und ermöglicht etwas zu entdecken, das man noch nicht weiß; sie wird von der Freude am Spiel mit der Ungewissheit getragen, die uns verleitet, sich auf noch unbekanntes Terrain zu wagen und die vielen Menschen leider fremd bleibt. Allerdings ist es wichtig, sich dabei von einer guten Forschungsfrage leiten zu lassen. Gerade jungen Menschen fällt es schwer, eine solche für sich zu definieren, wenn sie nicht von vornherein an Fragen arbeiten, die von ihren Betreuer:innen vorgegeben sind. Viele For-

suchungsanträge scheitern bereits daran, weshalb es wichtig ist, herauszufinden, was es bereits gibt, was dennoch wichtige Aspekte auslässt und wie man dorthin kommen will, wo neues Wissen entsteht. So einfach – und gleichzeitig so schwer umzusetzen. Für interdisziplinäre Teams besteht das größte Hindernis, trotz aller guten Vorsätze zur Zusammenarbeit über disziplinäre Grenzen hinweg, oft darin, eine Forschungsfrage so zu definieren, dass alle etwas dazu beitragen und sich wissenschaftlich damit identifizieren können. Eine gute Forschungsfrage gleicht einem Trüffelschwein, das einen dorthin führt, wo man das Gesuchte vermutet. Und dennoch ist es wichtig, offen zu bleiben für alles, was es auf dem Weg dorthin zu entdecken gibt. Hier kommt *serendity* ins Spiel – doch davon später mehr.

In manchem gleicht die Wissenschaftsforschung der Anthropologie und genauso wichtig wie bei der anthropologischen Feldforschung ist es in der Wissenschaftsforschung, ein Vertrauensverhältnis herzustellen, das von gegenseitigem Respekt getragen wird. In vielen Gesprächen, die ich mit Naturwissenschaftler:innen geführt habe, gelang es mir, sie dazu zu bringen, mir als Kollegin aus einer anderen Wissenschaftsdisziplin zu begegnen. Sie schilderten woran sie arbeiteten und wir diskutierten gemeinsam ihre Sichtweise auf Wissenschaft und Gesellschaft und die daraus resultierenden Probleme. Das hat meine Arbeit spannend gemacht und zu neuen Einsichten geführt. Meistens ist es mir gelungen das unabdingbare Vertrauensverhältnis für ein offenes Gespräch über ihre Arbeit und ihre Probleme herzustellen und gerade die Besten, denen ich begegnet bin, waren dafür immer aufgeschlossen.

Eine der Grenzen, entlang derer ich mich bei meinen Wanderungen wiederholt bewegt habe, ist jene zwischen

den Sozial- und Naturwissenschaften. Andere Grenzen – viele davon unbewusst – verlaufen zwischen Männern und Frauen in den Wissenschaften. Die größte Kluft besteht aber zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, obwohl Wissenschaft ohne Gesellschaft undenkbar ist und umgekehrt. Nicht zuletzt werde ich aber auch von Grenzen erzählen, die im Kopf bestehen. Natürlich sind weder die Wissenschaften als Institution noch Wissenschaftler:innen frei von Vorurteilen, hier unterscheiden sie sich nicht von anderen Menschen. Wissenschaft ist und bleibt ein zutiefst gesellschaftlich geprägtes Unterfangen, das sich ständig verändert und konkreten gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und kulturellen Einflüssen unterliegt. Sie ist Teil der Gesellschaft und muss dennoch immer wieder um ihren Freiraum und ihre epistemische Unabhängigkeit bangen. In dieser Hinsicht ist es wichtig, ihre Eigenständigkeit zu schützen und Grenzen immer wieder neu zu verhandeln. Wie diese am besten zu bewahren sind, bleibt umstritten. Auch davon möchte ich aus meiner Erfahrung berichten.

Es gibt noch weitere Grenzen, wie jene zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die auch eine zwischen den Generationen markiert. Wahrscheinlich hat jede ältere Generation den Wunsch, der jüngeren zu erzählen ›wie es gewesen ist‹, egal ob das Pendel in die Richtung ›es war alles besser‹ oder ›wir hatten es so viel schwerer‹ ausschlägt. Ich hoffe, dass ich nicht nostalgisch werde, sondern meine Erfahrung mit Blick auf die Verhältnisse und Zukunftserwartungen gleichermaßen gelassen wie engagiert darlegen kann. Bisweilen werde ich von jungen Wissenschaftler:innen gefragt, wie ich das erreichen konnte, was ich erreicht habe. Meine erste Reaktion entspringt meistens der Überzeugung, dass es junge Menschen heute viel schwerer haben als meine Generation.

Doch dann folgt der eindringliche Appell zu bedenken, dass heute eine Vielzahl von Möglichkeiten existiert, die es früher nicht gab und die es zu nützen gilt, wohl wissend, dass zu viele Optionen auch erdrückend sein können. Ich kann die subjektive Wahrnehmung von Problemen und der institutionellen Bedingungen, die von vielen als äußerst prekär empfunden werden, nachvollziehen. Dennoch will ich alle, die mich fragen, ermutigen, sich nicht einschüchtern zu lassen und sich den scheinbar so undurchdringlichen wie abweisenden Umständen zu stellen. Auch die geltenden Normen sind von Menschen gemacht. Sie ändern sich, manchmal viel schneller als gedacht, und die Regeln, die dazu da sind, das Verhalten in vorbestimmte Bahnen zu lenken, bedürfen der Interpretation. Es gibt also immer Spielräume. Auch deshalb ist die Welt nicht einfach hinzunehmen, wie sie ist oder zu sein scheint, vielmehr lautet eine wesentliche Botschaft, die ich weitergeben möchte: Haltet eure Vorstellungskraft, dass die Welt auch anders sein könnte, offen.

Damit will ich auch den Widerstandsgeist stärken, der jungen Menschen eigen ist, wollen sie ihre Welt doch mitgestalten. Wer, wenn nicht ihr? Wann, wenn nicht jetzt? Zugegeben, die Lage der Welt ist katastrophal, die Klimakrise real, eure Karrierechancen und Arbeitsbedingungen sind prekär und eure Zukunftsaussichten sind dringend verbesserungsbedürftig, und dennoch: Euer Handlungsspielraum ist weit größer, als ihr glauben mögt. Ich möchte dazu beitragen, dass sich viel mehr junge Menschen entschließen, das zu werden, was ich »kompetente Rebell:innen« nenne: Sie stellen das Bestehende in Frage und halten daran fest, dass es immer auch anders sein kann. Dazu bedarf es einer konstruktiven Imagination und des Mutes, an der Umsetzung neuer Ideen zu arbeiten. Doch die andere Voraussetzung ist mindestens

ebenso wichtig: Die Bereitschaft, sich die Kompetenz anzueignen, die für die Umsetzung notwendig ist. Das erfordert eine Grenzwanderung zwischen dem Status als *insider* und als *outsider* und setzt eine gute Kenntnis der Regeln voraus, die jeweils auf der einen und auf der anderen Seite gelten, sowie die Fähigkeit zu wissen, wann der Augenblick gekommen ist, die Grenze zu überschreiten, ohne in ein Minenfeld zu geraten. Und dennoch zu wissen, wann das notwendig ist.

Rückblickend war mein Werdegang von Grenzwanderungen geprägt, die oft auch Gratwanderungen waren. Das Risiko eines möglichen Absturzes war immer vorhanden und ich war mir dessen meistens bewusst. Grenzen zu überschreiten kann aus schierer Lust an Provokation geschehen oder um aus einer unerträglichen Lage zu flüchten. Sie kann von der Aussicht auf bessere Chancen getragen sein oder der existenziellen Angst um das Überleben. Mir geht es dabei weder um Bravour noch Überleben. Ich hatte immer eine Richtung vor Augen und ließ mich von meinem Orientierungssinn leiten. Freilich war mir immer bewusst, dass es viele unterschiedliche Wege gibt und dass das Leben von Zufällen geprägt ist. Planung erleichtert vieles, doch meistens kommt es anders. Diese Kontingenzen anzuerkennen, im Guten wie im Schlechten, war für mich entscheidend und hat es mir ermöglicht, die Ungewissheit nicht als Bedrohung, sondern als Offenheit der Zukunft zu leben.

Dass Grenzen und die an sie gebundenen Normen von Menschen gemacht und deshalb veränderlich sind, bedeutet zu erkennen, dass sie einen historischen Ursprung haben. Auch dafür schärft die Wissenschaftsforschung den Blick. Ein Beispiel von vielen sind die wissenschaftlichen Disziplinen, die mit der Institutionalisierung der Wissenschaften an den Universitäten des 19. Jahrhunderts

entstanden und ständig neu gezogen werden. Grenzen zwischen den Disziplinen, welche Inhalte und Methoden sie einschließen und welche ausgeschlossen werden, verlaufen je nach geografischem Standort und Geschichte anders. Heute erfahren das alle Studierenden unmittelbar, wenn sie an europäischen Austauschprogrammen teilnehmen. Ein und dieselbe Physik gilt in Boston und Beijing, in Berlin und Innsbruck, und doch wird sie anders unterrichtet und andere Forschungsfragen stehen im Vordergrund.

Mein Rückblick in eine vergangene Zeit richtet sich als Wissenschaftsforscherin zwangsläufig auch darauf, wie sehr sich Institutionen und Organisationsformen des wissenschaftlichen Arbeitens verändert haben und weiter verändern. Die Anzahl von Wissenschaftler:innen, obwohl gemessen am Anteil an der Bevölkerung noch immer gering, ist weltweit stark angestiegen, ebenso wie die Anzahl der wissenschaftlichen Publikationen. Konkurrenz erwächst den Ländern, die in der Vergangenheit stark mit wissenschaftlichen Leistungen hervorgetreten sind, vor allem durch China, während ein Nord-Süd-Gefälle nach wie vor besteht. Die Internationalität der Wissenschaft ist Teil ihres Selbstverständnisses, wenngleich es in der Praxis bei zunehmenden politischen Spannungen erneut zu Einschränkungen kommt. Als Antwort auf die globalen Herausforderungen ist allen Beteiligten bewusst, dass vermehrt gemeinsame Anstrengungen notwendig sind. Meine Teilnahme an internationalen Konferenzen hat mir gezeigt, wie sehr sich politische Überlegungen mit dem vermischen, was wissenschaftlich erstrebenswert und möglich erscheint und wie subtil das fragile Gewebe einer *science diplomacy* darauf reagieren muss. In der gegenwärtigen Situation zunehmender geopolitischer Spannungen und dem erstarkenden Kon-

kurrenzverhalten zwischen den Staaten, steigt die politische Einflussnahme auf die Wissenschaft wieder an. Selbst innerhalb eines Staates ist die Freiheit der Wissenschaft in Gefahr – und das nicht nur in den USA, wo Forschungseinrichtungen geschlossen, jahrzehntelange Datenerhebungen abrupt gestoppt, Wissenschaftler:innen und ganze Forschungsrichtungen diskreditiert und den Universitäten Finanzierung und Zugang zu internationalen Studierenden unterbunden wird. Auch in Europa ist Wachsamkeit überall dort angesagt, wo die Freiheit der Wissenschaft in Gefahr gerät.

Die autonomen Räume, die sowohl Wissenschaft wie Kunst benötigen, bleiben fragil und umstritten. Sie müssen geschützt werden, denn es gilt ihre Kreativität zu erhalten. Die Forschungsfragen, die mich bewegten und sich durch meine Arbeit ziehen, sind nicht als Antwort auf Ausschreibungen von Forschungsförderinstitutionen entstanden, obwohl solche durchaus ihre Berechtigung haben und ich ihnen einen Teil meiner Tätigkeit gewidmet habe, ohne dies als Belastung zu empfinden. Es war mein Beitrag zum Dienst an der Allgemeinheit, also eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Dennoch war es mir immer wichtig, mir jenen Freiraum zu schaffen, ja zu erkämpfen, der es mir erlaubte, mich den Themen zu widmen, die mich faszinierten und die ich erforschen wollte. Ich war nie versucht, dies als Antwort auf die dringlichsten »Fragen der Zeit« anzusehen, doch auch nie verlegen, öffentlich Stellung zu beziehen, wenn es erforderlich war. Ich versuchte, mich nie darüber zu täuschen, was ich mache und warum ich mich für das einsetze, was mir wichtig ist, ohne dabei den Boden wissenschaftlicher Methoden und Arbeitens zu verlassen. Wahrscheinlich ist es das, was ich meine, wenn ich von kompetenten Rebell:innen spreche. Unter politischem Druck führt

Rebellion ohne wissenschaftliche Kompetenz nicht weit, während wissenschaftliche Kompetenz allein leicht zum nützlichem Idiotentum verkommen kann oder in der Irrelevanz landet.

Die Grenze zwischen Wissenschaft und politischem Aktivismus ist immer schwer zu ziehen, und bleibt voll von Widersprüchen. Doch es gibt sie und sie verändert sich je nach Kontext. Einerseits ist die Wissenschaft gefordert ihren Anspruch auf Annäherung an die Wahrheit mutig zu verteidigen und gegenüber einer Politik dezi- diert Stellung zu beziehen, die mit allen Mitteln versucht, wissenschaftliches Wissen und Expertise, die sich nicht in ihr ideologisches Korsett pressen oder kaufen lässt, zu disqualifizieren. Andererseits gibt es Situationen, in denen die Emotionen hoch gehen und viel auf dem Spiel steht. Man fühlt sich gefordert, etwas dafür oder dage- gen zu tun und die Autorität der Wissenschaft als Waffe entsprechend einzusetzen. Für die junge Generation von Wissenschaftler:innen erwachsen daraus neue Dilem- mata. Wenn, wie es jetzt in den USA geschieht, die Inter- nationalisierung der Wissenschaft auf dem Spiel steht und einer engstirnigen Re-Nationalisierung weicht; wenn gerade erst begonnene, vielversprechende wissenschaft- liche Karrieren willkürlich beendet werden, weil es das Visum oder die Finanzierung der Stelle plötzlich nicht mehr gibt oder ganze Forschungsgebiete geschlossen werden – dann gerät auch die wissenschaftliche Welt, so wie sie bisher war oder imaginiert wurde, aus den Fugen. Die Angst wächst auch unter den (noch) nicht unmittel- bar Betroffenen und Mutlosigkeit greift um sich. Den- noch bin ich überzeugt, dass kompetentes wissenschaft- liches Rebellentum seinen Weg finden wird, selbst wenn dieser mit persönlichen Kosten und Irrwegen verbunden ist.

Die Wissenschaft braucht Freiraum für die Fragen, die sich die Grundlagenforschung stellt, bevor das so entstandene Wissen in erweiterten Kontexten der Anwendung oft unerwartete Lösungen liefert. Zwar ist unumstritten, dass Wissen aus der Grundlagenforschung, das zunächst ohne greifbares oder verwertbares Ergebnis produziert wird, unverzichtbar ist, doch die Grundlagenforschung muss sich immer wieder rechtfertigen. Vor allem die Politik erwartet »im Namen der Steuerzahler« ökonomisch rasch umsetzbare Ergebnisse. Sie drängt, wie wir während der Pandemie gesehen haben, auf eindeutige Antworten, wo jede Wissenschaftler:in ehrlicherweise nur zugeben kann, dass es in der Wissenschaft dazu noch keine gesicherten Erkenntnisse gibt oder nur mit einem »ja, unter folgenden Bedingungen ...« oder »nein, unter folgenden Bedingungen ...« antworten kann. Es ist die dem Forschungsprozess inhärente Ungewissheit, die erst den Möglichkeitsraum für neue Erkenntnisse und Methoden eröffnet und das Erkunden des noch unbekannten Terrains einleitet. Deshalb braucht die Grundlagenforschung eine langfristige Förderung und sie braucht ebenso Räume, die sie vor dem Druck abschirmen, von außen vorgegebene Ziele kurzfristig zu erreichen. Rückblickend wird mir klar, dass das *institution building*, das einen Teil meines Werdegangs ausmacht, wohl auch dazu diente, mir die Freiräume zu schaffen, die ich benötigte.

Kontingenzen sind ein wesentlicher Bestandteil meiner wissenschaftlichen Laufbahn und ich bin damit sicher nicht allein. Ich bin überzeugt davon, dass wir die Unwägbarkeiten schätzen und die Ungewissheit umarmen sollten. Statt uns an überholten Dichotomien und Kategorien festzuhalten, die von der Moderne erfunden wurden, um die Angst vor sozialer, politischer und kultureller Unordnung abzuwehren, sollten wir die Grenzen dessen,

was planbar ist, anerkennen. Wir sind mit einer neuen Unordnung der Welt konfrontiert und es fällt schwer, sich von der relativen Stabilität einer Nachkriegsordnung zu verabschieden, ohne in eine unangebrachte Nostalgie zu verfallen. Im offiziellen Diskurs ist viel die Rede von der Wende- und der Übergangszeit. Transformation und Transition sind angesagt, und sie sollen grün, digital und sozial sein. Viele Menschen sind durch die technologische Beschleunigung verunsichert und die junge Generation fürchtet zu Recht, dass die Versäumnisse früherer Generationen sie überproportional treffen werden, angefangen vom menschengemachtem Klimawandel bis zur Unhaltbarkeit des Pensionssystems. Und dennoch – es wird anders kommen, als wir es uns jetzt vorstellen.

Über Grenzwanderungen nachzudenken und ihre Protokolle auszuwerten legt es nahe, eine neue Form zu finden. Dieses Buch ist ein Hybrid. Es ist entschieden keine Autobiografie, dennoch spreche ich über mein Leben, meine Arbeit und meinen intellektuellen Werdegang. Dieser folgt einem chronologischen Faden, trotzdem wechsele ich immer wieder zwischen den Zeiten und den üblichen Genres, bringe persönliche Überlegungen ein und verknüpfe sie mit meinem Wissen über den Aufbau von Institutionen und den Kenntnissen der europäischen Forschungspolitik. Es gibt kurze Exkurse, die für das stehen, was sie sind: Abweichungen vom Kurs. Ich habe aber sogar einige frühere und ein neues Gedicht eingefügt. Zum Abschluss adjustierte ich meinen Kompass erneut – denn der Wandel geht weiter. Deshalb schließt das Buch mit einem Gespräch, das ich mit meiner Enkeltochter Isabel Frey geführt habe, über die Grenzen der Generationen hinweg.

Die Erfindung der Zukunft

Als die Zukunft den Göttern gehörte

Wenn ich längere Zeit zu sehr auf etwas fokussiert bin, suche ich Abwechslung, um mich mit anderen Themen und in einem variierten Denkmodus zu beschäftigen und so einen mentalen Ausgleich herzustellen. So erging es mir auch in einer intensiven Schreibphase meines Buches über prädiktive Algorithmen, woraufhin mir eine kurze Besprechung der eben erschienenen neuen Übersetzung von *Gilgamesch* unterkam. Ich wurde neugierig. Wie die meisten hatte ich das babylonische Epos vor Jahren gelesen und der Name *Gilgamesch*, der wiederholt in der Popkultur und in Filmen auftauchte, ist gegenwärtig geblieben. Doch es gab keinen aktuellen Anlass, mich dafür zu interessieren, noch kannte ich Sophus Helle, den dänischen Übersetzer, Assyriologen und Autor der erläuternden Essays, die auf den Primärtext folgen.² Warum wollte ich jetzt also plötzlich mehr über *Gilgamesch* erfahren? War es einer der vielen Zufälle, die als *serendipity* auftauchen und dazu verlocken, unserer Intuition zu folgen, ohne zu wissen, wohin sie uns führt?

Ich bestellte das Buch und wie in meinen Jugendtagen las ich das hervorragend ins Englische übersetzte Epos in einem Zug³. Die Sprache übte eine seltene Faszination auf mich aus. Kein Wunder, hatte doch Sophus Helle zusammen mit seinem Vater, einem bekannten dänischen Dichter, jahrelang an der Übersetzung ins Dänische gearbeitet.

Diese Erfahrung und sein akademischer Hintergrund als Assyriologe ermutigten ihn, die Neuübersetzung ins Englische zu wagen. Die wissenschaftliche Exzellenz und die Freude an gut geleisteter Arbeit, die von jeder Zeile des Textes ausstrahlt, begeisterten mich. Hier war jemand am Werk, der versuchte, einen alten Text über Jahrtausende hinweg für uns Heutige zum Sprechen zu bringen, der mit kühnen Wortspielen operierte und zugleich in zurückhaltender, doch bestimmter Weise darlegte, dass die präsentierten Ergebnisse auf Jahren intensiver Beschäftigung mit dem beruhten, was andere Fachleute und der Autor auf dem Gebiet der Assyriologie gefunden, verglichen, kontrovers diskutiert und weiterentwickelt haben.

Fernab der Assyriologie kann man nur ahnen, wie viel Wissen und Kenntnisse notwendig sind, um die Bruchstücke der Tafeln, die aus einem ebenso brüchigen Material bestehen und erst gefunden und ausgegraben werden müssen, in neuen Kombinationen von Worten und deren Bedeutung zusammenzufügen – unter Beachtung der kleinsten Details. Das ist nur ein Teil des Puzzlespiels, um das bestehende Wissen zu korrigieren und zu erweitern und so ein sinnvolles Ganzes zu rekonstruieren. Da ständig an neuen Fundorten Ausgrabungen stattfinden, wächst die Fülle des vorhandenen Materials, um den Text verständlicher zu machen. Dieser besteht aus einer Keilschrift, die in einer ausgestorbenen Sprache, dem Akkadischen, verfasst wurde, bevor sie ins Sumerische übersetzt und letztlich in eine standardisierte babylonische Fassung gebracht wurde. Die Bedeutung der Worte ist je nach Betonung und Aussprache völlig unterschiedlich, da es keine Zwischenräume oder Satzzeichen gibt. In der englischen Übersetzung des Epos gibt es Leerstellen, die durch untereinander gereihte Zeichen markiert sind. Die

Erste Auflage 2026
Copyright © 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes
für Text- und Data-Mining im Sinne von §44b UrhG.
Umschlaggestaltung: Jennifer Kroftova, unter Verwendung
einer Fotografie von Helga Nowotny
Layout und Satz: psb, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck, Deutschland
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-2077-6
www.matthes-seitz-berlin.de